

Literarische Subkulturen

Die Magie gesprochenener Worte

Gundula Miethke

Der Poetry-Slam – eine moderne Form des mittelalterlichen Sängerkampfs – entstand als Gegenkonzept zur klassischen Lesung und steht für leidenschaftliche Literaturvermittlung.

Das „Lesezelt“ auf der Frankfurter Buchmesse ist gut gefüllt mit an die 150 Zuschauern. Vor allem Jüngere zwischen 16 und 25 Jahren sind gekommen, aber auch einige Ältere zwischen 40 und 60, die erwartungsvoll vor einem Glas Saft, Wein oder Bier sitzen. Die Stimmung ist locker, Kneipenatmosphäre. Moderator Dirk Hülstrunk erklärt, was genau in der nächsten Stunde beim Poetry-Slam passieren wird. Fünf Slam-Poeten – die meisten schon bekannt in der deutschen Slam-Szene – werden miteinander um die Gunst des Publikums ringen, mit eigenen Texten und geschicktem Vortrag. Fünf bis sieben Minuten darf jeder von ihnen sprechen, danach werden sie gnadenlos von der Eieruhr unterbrochen – es sei denn, die Zuhörer verlieren schon vorher die Geduld und buhen den Slammer von der Bühne. Wohlgemerkt: Jeder, der sich anmeldet, kann mitmachen – ob etablierter Schriftsteller oder blutiger Laie.

Für das Publikum bedeutet das: Einschlafen ist nicht. Bewertungskarten mit Nummern von 1 (grottschlecht) bis 5 (gigantisch gut) werden verteilt und nach jedem Vortrag muss ein Votum abgegeben werden. Am Ende folgt das Duell zwischen den zwei Besten. Dem Gewinner winkt ein skurriler Preis: die Zahnbürste vom amtierenden deutschen Slam-Meister Volker Strübing, die dieser bei seinem letzten Auftritt in Frankfurt liegen gelassen hat. Nein, reich wird man vom Slammen nicht. Es geht um Immaterielles, um den Spaß am „Performen“ und um ein Stückchen Ruhm.

Los geht's. Da wird gereimt, gerappt und mit viel Wortwitz am Zwerchfell der Zuschauer gerüttelt. Satirische Prosa steht neben kraftvoller Lyrik, laute Leidenschaft neben ruhiger Nachdenklichkeit. Es geht z. B. um Martin Betz' kurzes aber dramatisches „Geständnis des Türschließers: offen gestanden“, um Ikea und Konsumkritik, um

Paviane mit Identitätsproblemen, aber auch um den Kreislauf des Lebens, der in Lars Ruppels Baum- und Pflanz-Lyrik aus totem Holz und einem Schweifhaar etwas ganz Neues entstehen lässt: „... In Pinslers Hand geht ein Stück Eichholz auf Reisen – und es erwacht / ‚Was ist denn los? Kann man denn nicht in Ruhe vergehen? / Muss dem immer nur entstehen? / Kann ich nicht mal sterben, / muss denn immer alles werden / und wachsen? Wohin mit mir? Ich weiß es selbst nicht. / Selbst auf dem Weg zum Humus wird man belästigt.‘ / Und es schließt wieder die Augen. / Geweckt wird es von einem Rauschen wie – Pferdehaar auf Leinwand. / Es ist nun ein Pinselgriff und liegt in Malerhand. / Beide machen bunt, was mal weiß war – / der Eichbaum und das Stutenhaar.“

Einmischen erwünscht

Und das Publikum? Geht mit. Gebannt hört und sieht es den Vortragenden zu, leidet, empört sich, lacht. Von rechts ein Zwischenruf: „Das ist romantisch, das muss leise!“ Oder vorlaut aus der Mitte: „Das ist keine Erregung, das ist Asthma!“ Wie gesagt: Einschlafen ist nicht. Poetry-Slams sind interaktiv, bieten Literatur zum Mitfühlen und Mitmachen. Gott sei Dank, denn kaum etwas ist langweiliger als ein leidenschaftslos abgelesener Text. Daran krankt häufig konventionelle Lesungen, die mitunter steril vorgetragene Geschäftsberichte ähneln. Und das macht weder Lust auf Literatur noch auf Sprache überhaupt.

Sprache ist etwas Lebendiges. Bleibt sie eingesperrt zwischen zwei Buchdeckeln auf einem unerreichbar hohen Podest, so stirbt sie. Diese Erfahrung hat auch Marc Kelly Smith gemacht und setzte vor 20 Jahren dem alten Konzept der trockenen Lesung ein neues, höchst vitales entgegen – den Poetry-Slam. Der ehemalige Bauarbeiter aus Chicago gilt als exzellenter Slam-Poet und Erfinder dieser neuen literarischen Subkultur, die zu der im anglo-amerikanischen Sprachraum verbreiteten Gattung des „Spoken Word“ (gesprochenes Wort) gehört und in der Tradition der „Beat Generation“ um Allen Ginsberg und William S. Burroughs steht. Politik- und Gesell-

schaftskritik verpackt in mutige Sprach- und Stil-Experimente prägen die klassische Slam-Lyrik, die bis heute moderiert von Marc Smith sonntags im Chicagoer „Green Mill Jazz Club“ zu hören ist. Von hier aus hat sich die Protestbewegung gegen das literarische Establishment über die ganzen USA ausgebreitet. Radio- und Fernsehübertragungen aus dem „Nuyorican Poets Café“ ließen den Funken auch in andere Länder überspringen.

Dieser Erfolg gibt Marc Smith Recht: Neben der akademisch-kanonischen Geschmacksbildung durch eine Literaturrelite muss es auch für alle anderen Bevölkerungsgruppen eine Möglichkeit geben, sich in die Erarbeitung einer gemeinsamen Ästhetik einzubringen. Denn Literatur ist wichtiger Teil einer lebendigen Sprache und damit immer auch eine kulturelle Gemeinschaftsleistung. Beim Poetry-Slam ist das „Publi-

tive interaktiv und multimedial gewordene Kultur eine Rückbesinnung auf die allumfassende Kunst der keltischen Barden und mittelalterlichen Troubadoure. Literatur wird wieder zum Ereignis, der Dichter zum Schauspieler, der das eigene Werk überzeugend interpretiert.

Seit Mitte der 90er-Jahre gibt es auch in Deutschland talentierte neue „Meistersinger“, die auf rund 70 regelmäßig stattfindenden Slams miteinander wetteifern. Sie reisen von Veranstaltung zu Veranstaltung. Die Kosten für Fahrt und Logie übernehmen die Gastgeber. „Vom Slammen leben können aber die wenigsten“, erklärt Dirk Hüls-trunk, Initiator des Frankfurter Poetry-Slams. „Timo Brunke und Bastian Böttcher gehören zu den Ausnahmen. Die treten allerdings auch zusätzlich im Comedy-Bereich auf.“ Immer mehr Slams fänden in Zusammenhang mit eta-

blierter Literatur statt wie Schauspiel-Veranstaltungen und Buchmessen. Mittlerweile steige sogar das Interesse von Verlagen. Es gibt Bücher mit Slam-Texten (Rotbuchverlag), Hörbücher (Verlag Der gesunde Menschenversand/Schweiz, Hörverlag Claudio) und Poetry Video Clips.

Die Slam-Kultur scheint mit dazu beigetragen zu haben, dass im konventionellen Literaturbetrieb neue Wege gegangen werden: Man legt bei Lesungen neuerdings größeren Wert auf Ausdrucksstärke. Acht deutsche Literaturhäuser vergeben seit 2002 einen gemeinsamen Literaturpreis, bei dem explizit auch Vortragsart und Dramaturgie der Lesung bewertet werden. Überall im Land sind sogenannte Lesebühnen entstanden, auf denen Lesungen als niveau-

volle Unterhaltung präsentiert werden. 2000 wurde z. B. der Hamburger „MACHTclub“ gegründet, wo neunmal im Jahr ein relativ junges Publikum (20 bis 40 Jahre) zusammenkommt, um an einem Abend drei bis vier bereits bekannte Schriftsteller zu hören. Es gibt einen Diskjockey oder eine Liveband für die Pausen und zwei belebte Moderatoren frotzeln locker durch den Abend, während die Autoren sich zum Vorlesen gemütlich auf ein Sofa setzen. „Publikum wie Künstler sind begeistert vom Wohnzimmerambiente“, weiß Hartmut Pospiech, einer der MACHTclub-Veranstalter und selber Schriftsteller. „Vorlesen ist ein kreativer Akt, genau wie das Schreiben. Dazu passt keine steife Atmosphäre.“



Gesprochenes Wort Auf Poetry-Slams und Lesebühnen entfaltet Poesie ihre unmittelbare Wirkung, erntet Beifall oder Buhrufe

kum selbst Teil der Inszenierung. Etliche ‚Performance Poems‘ sind so angelegt, dass sie unmittelbare Stellungnahmen und Zwischenreaktionen des Publikums provozieren. Dieses Feedback wird vom Performer bewusst für seine Arbeit am Thema gesucht und geht in die weitere Bearbeitung seiner Texte ein“, beschreibt Boris Preckwitz, Germanist und Wegbereiter der deutschsprachigen Spoken-Word-Szene, die befruchtende Wechselwirkung. Unmittelbarer kann die Berührung der Gefühlswelten von Rezipient und Künstler nicht sein und es sieht so aus, als fordere die heu-